

Vorgeschichte, 1945 Expedition Mantodea

1

Es herrschten die uralten, wilden und immerwährenden Laute in diesem abgeschiedenen Teil der Welt – Zikadengezirpe, Affengekreisch, das Rauschen der Wipfel und tausend andere Naturgeräusche erfüllten die Steppe am Rand des Dschungels. In der flirrenden Hitze wiegten sich die Gräser leicht im Wind, als am blassblauen Himmel ein gleißender Punkt sichtbar wurde und ein immer lauter werdendes Brummen das Klangbild der Natur zerschnitt. Der Punkt entpuppte sich als brandneue Junkers 52, die nun holpernd landete und in weitem Umfeld Gras und Sträucher zu Boden wehte. Sie kam an einem abgemähten Kreuz zum Stehen. Als sich die Luke öffnete, zwängte sich ein großer, drahtiger Mann durch die Öffnung und sprang zu Boden. Er streckte ausgiebig die Glieder. In seinen Knickerbockerhosen, dem weißen Tropenhelm und der beigen, in der Taille zugeschnürten Jacke bot er das Bild des typischen europäischen Afrika-reisenden. Er zog ein Taschentuch hervor, mit dem er die Schweißperlen vom Gesicht tupfte, und setzte eine Brille auf die Nase. Auf sein Zeichen hin sprangen fünf weitere, ähnlich gekleidete Männer aus der Maschine. Genauso wie ihr Kommandant vertraten sie sich die Füße, spähten in die Umgebung und schienen nach etwas Ausschau zu halten. »Da!«, schrie einer und wies mit dem Finger auf eine dicht bewachsene Stelle. Ein krauser grauer Haarschopf kam zum Vorschein, dann ein Gesicht mit breiter Nase und schließlich erhob sich ein Eingeborener aus dem Steppengras. Nacheinander tauchten drei weitere auf

und die beiden Gruppen standen sich zunächst abwartend gegenüber. Im Gegensatz zu den Weißen schienen die Ureinwohner von einer Aura des Zeitlosen umgeben zu sein. Furchtlos standen sie da und musterten die Ankömmlinge mit leicht gelangweilter Miene. Schließlich ging Schneider, ein Mann mit dünnem Schnurrbart, Bürstenschnitt und umgehängtem Karabiner auf die Eingeborenen zu und begann, in deren Sprache mit ihnen zu reden. Eine Weile wurde verhandelt und gestikuliert. Der Sprache offenbar unkundig, ließ sich der Kommandant das Gesagte übersetzen und forderte seinen Untergebenen auf: »Sagen Sie ihnen, dass sie bekommen, was mit der Vorhut vereinbart wurde, wenn sie uns helfen.«

Schneider übersetzte, die gedrunghenen Einheimischen steckten die Köpfe zusammen und nickten bestätigend. Das Geschäft war perfekt.

Anschließend führte Schneider einen von ihnen zu dem Drahtigen und stellte ihn etwas unbeholfen vor: »Das ist der Doktor«, sagte er auf Deutsch, und wiederholte: »Doktor.« Der so Angesprochene schüttelte die dargebotene Hand und lächelte kurz, bevor sein Gesichtsausdruck wieder ernst wurde und er seinen Leuten befahl, das Flugzeug zu entladen. Bei den Männern, die aus Deutschland angereist waren, klappte alles wie am Schnürchen. Die Eingeborenen stellten sich etwas unbeholfen an, aber unter Schneiters straffen Anweisungen trugen sie schließlich Stangen und Planen, Lebensmittel und die verschiedensten Geräte ins Feld, während die Weißen ein Camp errichteten.

Am Nachmittag dieses schwülheißen 13. Januar 1945 begann die »Expedition Mantodea«.

Es wurde Abend, bis alles eingerichtet war. Vier Giebelzelte standen in Reih und Glied, mit langen Heringen im staubigen Boden verankert, davor ein paar Feldtische, ein

Holzherd und ein Kühlschrank, der mit dem Flugzeug verkabelt war. Petroleumlampen an eigens dafür eingetriebenen Holzpflocken spendeten Licht in der hereinbrechenden Nacht. Die Laute des nahen Urwaldes wurden langsam spärlicher, während die Männer nach getaner Arbeit an den Tischen saßen und der Geruch nach gebratenen Kartoffeln die Luft erfüllte. Ein Japaner, der neben dem Doktor Platz genommen hatte, wollte wissen: »Nun, wie geht es weiter?«

»Das werden Sie morgen erfahren, Koyo, jetzt essen wir und ruhen uns aus«, antwortete der Angesprochene mit unergründlichem Lächeln.

Bald nach dem Essen wurden die Lichter gelöscht, man ging zu Bett, nur Schneiter hielt mit umgehängtem Gewehr Wache und hatte ein besonderes Augenmerk auf das Zelt der Ureinwohner.

Es war noch dunkel, als der Doktor seinen Kopf aus dem Zelt streckte. Mit seinem langen Hals erinnerte er irgendwie an eine Echse. Nur mit einer Unterhose bekleidet, kroch er missgelaunt ins Freie, murmelte etwas von der verdammten Hitze, die auch nachts nicht nachließ, und fluchte über die Moskitos, die ihn trotz des Netzes geplagt hatten. Der Mann, der die dritte Wachablösung übernommen hatte, stand neben ihm und zog eine Taschenuhr aus der Hose. Es war kaum fünf Uhr vorüber.

»Rüssler, was stehen Sie hier herum«, herrschte ihn sein Vorgesetzter an. »Machen Sie gefälligst Kaffee!«

Während Rüssler am Herd hantierte, besorgte der Doktor eine notdürftige Morgentoilette, bevor er wieder im Zelt verschwand, um sich anzuziehen. Mit einem ledergebundenen Buch in der Hand kam er zurück, zündete eine Zigarette an und blies den Rauch gegen ein paar umherschwirrende Mücken. Dann setz-

te er sich an den Tisch und schlug das Buch auf. Der bullige Rüssler schenkte seinem Chef etwas unbeholfen Kaffee ein und trank seinen eigenen in gebührendem Abstand im Stehen. Bei dem Buch schien es sich um eine Art Expeditionstagebuch zu handeln, in das der Doktor nun eifrig schrieb. Danach hatte sich seine Laune wohl etwas gebessert – er wies Rüssler an, die Männer zu wecken.

Bei blutrotem Sonnenaufgang wurde gefrühstückt. Man redete kaum, Spannung lag in der Luft, denn bald würde der Kommandant den Zweck der Expedition erläutern und Anweisungen erteilen.

Der Doktor befahl Pichler, einem gedrungenen, dicklichen Mann, ein Dreibein und eine Zeichenmappe zu bringen. Sofort befließigte sich der stille Pichler unterwürfig, während der Rest der Männer das Geschirr abräumte, sich wieder an den Tischen versammelte und die Aufmerksamkeit ganz auf ihren Vorgesetzten richtete. Dieser stand neben dem Dreibein und schlug sich mit einem Stöckchen ungeduldig in die Handfläche. Als würde sie das alles nichts angehen, saßen die Eingeborenen im Gras und unterhielten sich leise.

Endlich zog der Doktor eine großformatige Schwarz-Weiß-Fotografie aus der Mappe und stellte sie auf die Staffelei. Er zeigte mit dem Stock darauf und fragte: »Was sehen Sie, meine Herren?«

Nach einer Weile angestrengten Beobachtens ergriff Schneider das Wort: »Blätter?«

»Was noch?«

Ratloses Schweigen hing in der Luft, bis der Doktor eine Stelle des Bildes rot einkreiste. »Kommt näher, Männer, was seht ihr hier?«

Stühlerücken, man ging zum Bild, betrachtete es ein-

gehend, aber niemand sah etwas anderes als ein paar Äste mit Blättern.

»Bei genauem Hinsehen können Sie ein Tier sehen, ein Tier, das sich als Blatt getarnt hat.«

Ein Raunen ging durch die Gruppe. Tatsächlich war ein Körper mit einem Kopf und zwei Augen zu erkennen – optisch nahezu perfekt mit dem Blatt verschmolzen. Die spinnenartigen, gereckten Beine waren kaum von den Verästelungen der Pflanze zu unterscheiden. Der Doktor entnahm der Mappe ein zweites Bild, das einen Pfad mit verdorrtem Laub zeigte. Auch hier war bei genauem Hinsehen ein Tier zu erkennen, das die zerknitterte Form des Laubes angenommen hatte und ebenso gut getarnt war wie das erste. Ähnlich die weiteren Fotos. Auf einem glich das Tier einer Baumrinde, auf einem anderen einer Blume, dann wieder war es kaum von einem kleinen Ast zu unterscheiden.

»Was Sie hier sehen, meine Herren, ist eines der raffiniertesten Ergebnisse der Evolution und womöglich älter als der Saurier«, begann der Doktor seinen Vortrag. »Es handelt sich um eine Mantodea, zu Deutsch Fangschrecke. Die in unseren Graden vorkommende Art wird Gottesanbeterin genannt, weil ihre Fangarme an zum Gebet gefaltete Hände erinnern. Doch der Name täuscht. Näherert sich nämlich ein Beutetier, setzt die Gottesanbeterin blitzschnell zum Sprung an und quetscht dem Opfer mit den kräftigen, stachelbewehrten Fängen das Leben aus dem Leib. Das Insekt erreicht eine Körperlänge von sieben bis sechzehn Zentimetern und gehört zur Spezies der Heuschrecken. Was sie aber mitnichten davon abhält, ihre Artgenossen zu verspreisen.«

Mit glänzenden Augen fuhr der Doktor fort: »In unserer Heimat gibt es nur eine Art dieses Insektes, das sonst wärmere Regionen bevorzugt. Insgesamt existieren davon laut neuesten Forschungen etwa zweitausend Arten. Im Gegen-

satz zu uns Menschen«, hier legte er eine kurze rhetorische Pause ein, »bei denen es nur zwei Rassen gibt, nämlich die deutsche Herrenrasse und die Untermenschen, wie wir ja wissen. Hier im Dschungel vermutet man hundert bis zweihundert verschiedene Fangschreckenarten. Alles brutale Jäger, und das einzige Insekt, das in der Lage ist, bei Gelegenheit auch mal ein Säugetier, zum Beispiel eine Maus, mit seinen scharfen Fängen zu erlegen. Im Übrigen frisst das Weibchen nach der Paarung den Gatten auf.«

Nach diesen Worten sah der Doktor mit bedeutungsschwangerem Blick in die Runde, zündete sich eine Zigarette an und fuhr dann fort: »Die Suche nach diesem Tier, meine Herren, ist Ziel unserer Expedition. Es ist ein einziges, sehr seltenes Exemplar, das wir aufspüren müssen.«

»Und was tun wir damit?«, fragte Schneiter.

»Wir werden es fressen.« Das Gesicht des Doktors verzog sich zu einem breiten Grinsen.

Seine Gedanken schweiften zurück zu jenem Tag, der der Grund für diese Expedition werden sollte: Bei einem eher zufälligen Besuch im naturhistorischen Museum in Berlin erregte in einer kaum beachteten Ecke, in der antike afrikanische Skulpturen ausgestellt waren, eine seltsame, schwarze Statuette, kaum dreißig Zentimeter hoch, seine Aufmerksamkeit. Noch nie zuvor hatte er etwas Ähnliches wie diese Mischung aus Mensch und Stabheuschrecke gesehen. Er umkreiste die Vitrine und fand auf der Rückseite winzig kleine eingravierte Hieroglyphen, die er allerdings keiner ihm bekannten Sprache zuordnen konnte. Obwohl das Objekt in tadellosem Zustand war, musste es schon sehr alt sein.

Anderntags traf er sich mit dem Kurator des Museums und übergab ihm die Weisung von höchster Stelle, ihm das Artefakt für eingehendere Studien auszuhändigen.

Bis tief in die Nacht brütete er von da an täglich über die Bedeutung der Hieroglyphen. Nach zwei Wochen schallte ein unüberhörbares »Heureka!« durch sein Labor. Er konnte kaum fassen, was er herausgefunden hatte.

Sofort meldete er seine Erkenntnis dem Führer, und so war es zu dieser außergewöhnlichen Mission gekommen.

Ohne sich seine Gedanken anmerken zu lassen, wandte er sich wieder der Gegenwart zu. Mit seinen mehr als dreißig Jahren hatte er sich immer noch ein Lausbubengesicht bewahrt, dessen Ausdruck sich aber meist schnell wieder verhärtete. Nun wies er Schneiter an, die Eingeborenen zu holen. Sobald sie sich bei ihm versammelt hatten, hielt er ihnen alle Bilder unter die Nase, die in der Mappe lagen, und fragte: »Welche war es?«

Die Farbigen berieten, kratzten ihr graues Haar und schienen etwas ratlos zu sein. Sie sprachen mit Schneiter.

»Sie können sich nicht mehr erinnern, es sei schon zu lange her, sagen sie.«

Der Stock des Doktors sauste auf den Kopf eines der Schwarzen nieder, während er die dünnen Lippen zusammenpresste und zischte: »Sie sollen sich gefälligst anstrengen, wenn sie bekommen wollen, was sie so sehnlichst wünschen.«

Aber es half alles nichts. Trotz mehrmaligem intensiven Studium und scharfen Worten des Doktors war das Resultat auch nach drei Stunden noch mager. Bei der Durchsicht konnten von den Eingeborenen lediglich einige Arten definitiv ausgeschlossen werden. Zudem wurde klar, dass die Bildergalerie unvollständig war.

Der Doktor wischte sich den Schweiß von der Stirn und setzte die Feldflasche an, die ihm gereicht worden war. »Wir werden also ausschwärmen und alle Exemplare

einsammeln, die wir finden. Jeden Meter Savanne und Dschungel werden wir durchkämmen, wenn nötig, versetzen wir das Lager in den Urwald, um weiter vordringen zu können.« Bei dieser Vorstellung verzog er säuerlich den Mund.

Noch einmal fragte Schneiter, was denn mit dem Insekt überhaupt bezweckt werden solle.

Sein Vorgesetzter erinnerte an die absolute Geheimhaltung des Projektes, und dass er deshalb vorerst nicht mehr dazu sagen könne. Nur so viel: Es gehe bei der Expedition um die Erhaltung der arischen Rasse, um das Leben des Führers, um die Zukunft des Reiches und der Welt schlechthin.

»Männer«, schloss er seinen gewichtigen Vortrag, »im Vergleich zu unserer Mission ist die Suche nach der Stecknadel im Heuhaufen ein Pappentier. Aber es *muss* gelingen! Und wir müssen uns beeilen, die Zeit drängt. Jede Minute des Tages ist kostbar. Mithilfe dieser ... Untermenschen« – er wies auf die Eingeborenen – »werden wir uns im Dschungel zurechtfinden.«

Er sah zum Himmel, wo die Sonne ihren Zenit längst überschritten hatte. Da hier in Zentralafrika der Tag nur acht Stunden dauerte, war an ein Vordringen ins Gehölz nicht mehr zu denken. Der Doktor redete einige Worte mit Schneiter, dieser gab einen Befehl an Pichler weiter, der umgehend zum Flugzeug eilte und mit einem kurzen Fernrohr für jeden Mann zurückkam. Zumindest sollten die wenigen Stunden bis zum Einbruch der Dunkelheit zum Üben genutzt werden.

So durchstreifte kurz darauf ein Teil der Männer gebückt die Savanne, das Fernrohr suchend auf den Boden gerichtet. Pichler und ein junger Blondschoopf bereiteten das Abendessen zu, während die Eingeborenen etwas abseits ein Feuer entfachten und Reis und Wurzeln kochten.

Als der Doktor gerade auf dem Weg zum Flugzeug war, wo er den Motor zum Aufladen der Batterie eine Weile laufen lassen und sich selbst mit Frischluft aus dem Ventilator abkühlen wollte, wurde er von Schneiter zurückgehalten: »Die Neger sind nur bereit, uns zu helfen, wenn sie ihren Lohn sofort bekommen.«

»Ha!«, entfuhr es dem Doktor. »Um dann damit abzu-hauen. Sagen Sie ihnen, dass es bei uns zivilisierten Menschen üblich ist, erst zu säen und dann zu ernten.«

»Und wenn sie sich weigern?«

»Papperlapapp, sie haben gar keine Wahl, sie sind von uns abhängig. Ihr Lohn ist ihnen zu wichtig.«

So war es. Die Ureinwohner fügten sich und kauten an ihren Wurzeln, während der Doktor im Flugzeug verschwand, den Motor tuckern ließ und sein Logbuch führte.

Als die Nacht hereinbrach, lag der Kommandant noch eine Weile wach. Aus dem Eingeborenenzelt drang Schnarchen und auch die Männer, die zu zweien nebenan lagen, schliefen bereits. Draußen waren das Zikadengezirpe und die Schritte des Blondschopfs Karl zu hören, der die erste Wache schob. Er war Adjutant des Doktors und hatte mit seiner ganzen Überredungskunst – und nach langem Zögern seines Chefs – erwirkt, ihn auf diese Expedition begleiten zu dürfen.

Während er patrouillierte, seine blauen Augen mal hierhin, mal dorthin richtete, um jedes auffällige Geräusch, jede ungewöhnliche Bewegung auszumachen, dachte er mit Ehrfurcht an den Doktor und war überaus stolz darauf, bei einem so wichtigen Unternehmen dabei sein zu dürfen. Er verehrte seinen Vorgesetzten über alle Maßen, denn der Doktor war nicht nur ein hervorragender Biologe und Hirnforscher, sondern kannte auch den Führer

persönlich, der diese Mission höchstselbst angeordnet hatte. Wie sollte da ein Student von kaum zwanzig Jahren nicht in Ehrfurcht erstarren.

Der Doktor wiederum war dem gefügigen Karl wohlgesonnen, empfand fast so etwas wie Vatergefühle für ihn und ergötzte sich an dessen kräftiger, arischer Gestalt. Diese Rasse galt es zu retten, in seiner Hand lag das Schicksal Abertausender und gar der Verlauf der Geschichte.

Mit diesen aufgeräumten Gedanken schief der Doktor ein.

Noch vor dem ersten Vogelruf zog die kleine Karawane tags darauf Richtung Dschungel durch das raschelnde Steppengras. Eine Hand an der Machete, schritten die Eingeborenen voran, vollgepackt mit Proviant und Utensilien. Hinter ihnen trottete das Forscherteam, mit Fernrohr und Schmetterlingsnetz bewehrt, im Gurt eine Pistole. Obwohl der Morgen gerade erst dämmerte und noch kaum etwas zu sehen war, startete der Doktor unablässig auf seinen Kompass. Bald stieß der Trupp auf vereinzelte Büsche, erste Bäume und Farne und drang in das Dickicht des Urwaldes ein. Nun begann die Arbeit. Bevor die Eingeborenen den Weg freischlugen, wurden Bäume, Sträucher, Blumen und Erdreich penibel nach Exemplaren der Gottesanbeterin abgesucht. Die Schwarzen standen währenddessen daneben und kauten Ingwer. Dann ging es ein paar Machetenschläge weiter. Pichler, der eifrig bei der Sache war, suchte in gebückter Haltung den Boden ab, stolperte über einen Wurzelstrang, der außerhalb des engen Sehbereichs des Fernrohrs lag, und schlug der Länge nach hin. Mit schmerzverzerrtem Gesicht rieb er sich den Fuß.